

Feature II

Zu den Erzählungen „Die Geschichte vom abgefallenen Kopf“ und „Magie“ von Akutagawa Ryūnosuke

von Armin Stein

Das Werk des japanischen Schriftstellers Akutagawa Ryūnosuke (1892-1927) wird in der Literaturwissenschaft gemeinhin in eine frühe (1914-18), mittlere (1919-23) und späte Phase (1924-27) unterteilt. In der frühen Schaffensphase ist der Stoff seiner Erzählungen häufig Volkssagen und klassischen Sammlungen des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts wie *Heike monogatari* („Erzählungen von den Heike“) und *Konjaku monogatari* („Erzählungen aus alter Zeit“) entlehnt, wobei Akutagawa Personen und Handlung im Lichte einer modernen Psychologie interpretiert. In der mittleren Phase wendet sich Akutagawa zunehmend der Ich-Erzählung und der gesellschaftlichen Gegenwart zu. Seine Werke dieser Jahre zeugen von seiner Auseinandersetzung mit den politischen und sozialen Problemen seiner Zeit und der Frage nach Individualität und Selbstverwirklichung in der modernen Massengesellschaft. Die letzte Phase bringt eine beinahe vollständige Abwendung von fiktionaler Prosa und eine Hinwendung zu autobiographischen, gesellschaftskritischen und satirischen Erzählungen, Skizzen und Essays, durch die Akutagawa zu einem bedeutenden Wegbereiter des *shi-shōsetsu* (*watakushi-shōsetsu*) wird, der japanischen Ich-Erzählung, dem beherrschenden Genre in der japanischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts.

Insbesondere in den frühen Jahren seines literarischen Schaffens, in denen die hier in einer deutschen Übersetzung vorgelegten Erzählungen „Die Geschichte vom abgefallenen Kopf“ (*Kubi ga ochita hanashi*, 1917) und „Magie“ (*Majutsu*, 1919) entstanden, schuf Akutagawa mit außergewöhnlicher Vorstellungskraft und stilistischer Perfektion Werke, in deren Mittelpunkt zumeist scheinbar unbegreifliche und groteske Ereignisse stehen. In den Werken dieser Jahre beweist er sich als großer Erzähler, der, beeinflusst vom Surrealismus seines Lehrers Natsume Sōseki (1867-1916), im Stile eines „magischen Realismus“ die Grenzen von Realität und Phantasie verschwimmen lässt und das Irrationale und Ungewisse in einer vermeintlich rationalen und berechenbaren Welt entdeckt.

Die Erzählung „Die Geschichte vom abgefallenen Kopf“ spielt auf der Liaodong-Halbinsel im Nordosten Chinas vor dem Hintergrund des Chinesisch-Japanischen Krieges von 1894/95. Im Mittelpunkt der Handlung steht der chinesische Kavalleriesoldat He Xiao-er, den das unvermutete Zusammentreffen seiner Einheit mit einer japanischen Eskadron beinahe das Leben kostet – oder besser gesagt, mit zeitlicher Verzögerung das Leben kostet. Drastisch schildert der auktoriale Erzähler das Grauen des mörderischen Kampfes und führt den Leser durch das Reich der Halluzinationen des schwer verletzten He Xiao-er, der im Angesicht des Todes die Schändlichkeit seines bisherigen Lebens erkennt und, für den unwahrscheinlichen Fall seiner Genesung, Besserung gelobt – ein löblicher Vorsatz, an dem festzuhalten ihm indessen misslingen wird. So ist die Erzählung über den Aufschrei gegen Gräueltat und Schrecken des Krieges hinaus auch eine hintergründig-makabre Parabel auf die Schwäche des Menschen, der zu wahrer Wandlung nicht fähig erscheint: „Es sollte uns zutiefst bewusst sein, dass wir uns selbst kein Vertrauen schenken können. Nur einem Menschen, der dies wahrhaftig weiß, kann man zumindest bis zu einem gewissen Grad Vertrauen schenken. Ist es uns aber nicht bewusst, kann auch unseren Persönlichkeiten jederzeit der Kopf abfallen wie jenem Xiao-er.“

Die Erzählung „Magie“ erschien zuerst in der Neujahrsausgabe des Jahres 1920 der in erster Linie an Kinder und Jugendliche gerichteten Zeitschrift „Akai tori“ („Roter Vogel“), und wie andere „Kindergeschichten“ Akutagawas trägt auch sie Züge des Unheimlichen und Phantastischen. Sie handelt vom nächtlichen Besuch des Ich-Erzählers bei einem in Japan weilenden indischen Magier in dessen abgelegenen und von dichtem Bambus umgebenen Haus in Ōmori am damaligen Rande von Tokyo. Der Wunsch des Protagonisten, in die Kunst der Magie eingeweiht zu werden, bei der es sich den Worten des Magiers zufolge „lediglich um eine fortgeschrittene Form von Hypnose“ handelt, scheint leicht erfüllbar zu sein – vorausgesetzt allein, er entsagt der Habgier. Daran aber scheitert er, und muss sich auf verblüffende Weise darüber belehren lassen, dass es ihm an der charakterlichen Eignung zum Erlernen der Magie mangelt.

Wie zahlreiche andere Texte Akutagawas handeln somit auch „Die Geschichte vom abgefallenen Kopf“ und „Magie“ vom persönlichen Scheitern der Protagonisten an ihren charakterlichen Schwächen, an Egoismus und materieller Begierde. Doch wenngleich das Interesse Akutagawas in diesen Erzählungen noch eher dem Menschen gilt als den objektiven Umständen, sind seine Figuren als Individuen auch leidende Opfer von politischen, sozialen, gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklungen, die sie nicht zu erfassen oder gar zu beeinflussen vermögen. So wenig wie He Xiao-er in einem von Krieg und Gewalt geprägten Umfeld der Trunksucht und dem Laster entsagen kann, so wenig kann sich der Protagonist in „Magie“ der Gier nach materiellen Reichtümern entziehen in einer Gesellschaft, die erfolgreiche Geschäftsmänner und Finanziere wie „Iwasaki und Mitsui“ zu Vorbildern erhebt.

In seinen letzten Lebensjahren wurde Akutagawa Ryūnosuke immer mehr zu einem

scharfen Kritiker der japanischen Gesellschaft und des zunehmend erstarkenden Nationalismus und Militarismus. In einem seiner letzten Texte schrieb er: „Sieht man von der *ausgewählten Elite* ab, ist das Leben selbstverständlich für uns alle finster. Und *ausgewählte Elite* ist ein Synonym für Narren und Halunken.“¹ Am 24. Juli 1927 schied Akutagawa Ryūnosuke mit einer Überdosis an Schlafmitteln aus dem Leben.

* * *

Akutagawa Ryūnosuke

Die Geschichte vom abgefallenen Kopf

I.

Ohne zu wissen, was er tat, warf He Xiao-er den Säbel weg und umklammerte mit beiden Armen den Hals seines Pferdes. Im Nacken verwundet! – Das war sein Gedanke. Doch nein, das dachte er vermutlich erst, als er bereits über dem Hals des Pferdes hing. In diesem Augenblick, in dem er sich an den Hals des Pferdes klammerte, dachte er allein an das dumpfe Geräusch, das den Hieb in seinen Nacken begleitet hatte. Aber auch das Pferd schien verletzt zu sein. Kaum lag Xiao-er auf dem vorderen Sattelbogen, da wieherte es gellend, warf ruckartig den Kopf zurück, durchstieß sodann das heillose Durcheinander von Freund und Feind und preschte ungestüm durch die Felder mit Sorghumhirse, die reichten, soweit das Auge blicken konnte. Einige Gewehrschüsse verhallten hinter ihnen, doch auch sie vernahm Xiao-er nur wie in einem Traum.

Wie Wellen wogte die mannshohe Hirse hin und her, während das Pferd in seinem rasenden Lauf sich einen Weg hindurch bahnte. Von allen Seiten zerrte es Xiao-er am Zopf, schlug auf seine Uniform ein und verwischte das dunkle Blut, das ihm vom Nacken rann. Allerdings war sein Kopf keineswegs dazu imstande, irgendwelche Einzelheiten wahrzunehmen. Nur die einfache Tatsache, dass er im Nacken verwundet war, brannte in geradezu schmerzhafter Klarheit in seinem Hirn. Verwundet! Verwundet! Unaufhörlich kreiste dieser eine Gedanke in seinem Kopf, während er immer wieder dem von Schweiß überströmten Pferd mechanisch die Absätze seiner Stiefel in die Flanken trat.

Zehn Minuten zuvor war die chinesische Kavallerieeinheit, der Xiao-er angehörte, als Spähtrupp auf dem Weg vom eigenen Lager zu einem jenseits des Flusses gelegenen Dorf, als sie mitten in einem der gelben Hirsefelder unversehens auf eine berittene japanische Einheit stieß. So groß war die Überraschung, dass weder Freund noch Feind

¹ Akutagawa Ryūnosuke: „Dialoge in der Dunkelheit“. In: Ders.: *Dialoge in der Dunkelheit. Späte Prosa und Erzählungen*. Aus dem Japanischen von Armin Stein. München: Iudicium, 2003. S. 123.

die Zeit fanden, Schusswaffen zu ziehen und das Feuer zu eröffnen. Wie auf Absprache zogen Xiao-ers Kameraden die Säbel, als sie die rot gestreiften Soldatenmützen und die Uniformen mit der gleichfalls roten Riffelung erblickten, und lenkten die Pferde gegen den Feind. Natürlich verschwendete in diesem Augenblick niemand einen Gedanken daran, dass es ihn das Leben kosten konnte. Man dachte nur an den Feind – oder besser gesagt, daran, ihn zu töten. Also lenkten sie ihre Pferde gegen den Feind und stürzten sich wie wütende Hunde mit gebleckten Zähnen ungestüm auf die japanische Einheit. Die japanischen Soldaten wiederum schienen gleichen Impuls zu folgen. Innerhalb von Augenblicken waren Xiao-er und seine Kameraden umgeben von Zähne bleckenden Gesichtern, die Spiegelbilder ihrer eigenen waren, und zugleich von den Geräuschen heftig durch die Luft fahrender Säbel.

Dann ging Xiao-er jedes Zeitgefühl verloren. Erstaunlich deutlich erinnerte er sich später daran, dass die hohe Hirse wie in einem Sturm erbebt und hoch oben über den bebenden Ähren eine kupferrote Sonne am Himmel stand. Wie lange der Tumult aber währte und was sich in welcher Reihenfolge ereignete, daran hatte er nahezu keine Erinnerung. Auf alle Fälle schlug er wie von Sinnen mit dem Säbel um sich und schrie dazu aus voller Kehle. Im Gedächtnis blieb ihm auch, dass der Säbel bald von Blut verschmiert war, ohne dass er dem besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Schließlich wurde der Säbelgriff glitschig von seinem Schweiß, und zugleich verspürte er eine schreckliche Trockenheit im Mund. Da tauchte plötzlich ein japanischer Kavallerist vor seinem Pferd auf, die Augen so weit aufgerissen, dass sie aus den Höhlen zu treten schienen, das Gesicht von Blut verschmiert und der Mund weit offen. Seine in der Mitte zerfetzte Soldatenmütze mit den roten Streifen ließ den geschorenen Schädel erkennen. Xiao-er erblickte ihn, riss den Säbel hoch und ließ ihn mit aller Kraft auf diese Mütze niederfahren. Allerdings traf der Schlag weder die Mütze noch den Kopf darunter, sondern prallte vielmehr ab an dem in die Höhe fahrenden Stahl des anderen. Inmitten des tosenden Lärms nahm Xiao-er mit erschreckender Klarheit wahr, wie kalt der scharf geschliffene Stahl roch. Im gleichen Moment kreiste dieser breite, funkelnd das Sonnenlicht reflektierende Stahl auch schon über seinem Kopf – und dann schlug etwas unbeschreiblich Kaltes mit einem dumpfen Geräusch in seinem Nacken ein.

Mit dem vor Schmerzen stöhnenden He Xiao-er auf dem Rücken galoppierte das Pferd ungestüm durch die Hirsefelder. Wie weit es auch lief, die Felder schienen kein Ende nehmen zu wollen. Längst war der Lärm von Menschen und Pferden ebenso verstummt wie das Klirren der aufeinander prallenden Säbel. Das herbstliche Sonnenlicht fiel auf die Liaodong-Halbinsel wie auf Japan.

Ich erwähnte bereits, dass Xiao-er vor Schmerzen stöhnte, während er auf dem Rücken des Pferdes durchgerüttelt wurde. Allerdings war es kein einfaches Stöhnen, das durch seine zusammengebissenen Zähne drang. Ich will damit sagen, dass es nicht nur

körperliche Schmerzen waren, die ihn stöhnen ließen, sondern auch seelische Qualen – Xiao-er ächzte laut, denn ein Strudel hatte ihn erfasst, in dessen Mittelpunkt die Angst vor dem Tod stand.

Unerträgliche Trauer überkam ihn bei der Vorstellung, diese Welt verlassen zu müssen. Mit Bitterkeit gedachte er der Menschen und Umstände, die seinen Abschied erzwangen, und empfand auch Zorn auf sich selbst, dem nun keine andere Wahl mehr blieb, als sich zu verabschieden. Und dann, im Strudel dieser widerstreitenden Empfindungen, überkam ihn ein unendlicher Schmerz. Hin und her gerissen von seinen Gefühlen ächzte er: „Sterben, sterben!“ rief auch nach Vater und Mutter und verfluchte den japanischen Soldaten. Allerdings kamen alle seine Äußerungen nur als unverständlich heiseres Stöhnen über seine Lippen. So schwach war er nun bereits.

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf Erden. In jungen Jahren in den Krieg ziehen zu müssen und am Ende sinnlos erschlagen zu werden wie ein Hund! Ich hasse den japanischen Soldaten, der mich erschlagen hat. Auch den Offizier, der mich auf den Spähtrupp sandte. Und schließlich die Staaten Japan und China, die diesen Krieg vom Zaun gebrochen haben. Doch nein, auch andere verdienen meinen Hass – all jene, die ihren Anteil daran hatten, dass ich Soldat wurde, waren ohne Frage meine Feinde. Ihnen allen habe ich es zu verdanken, dass ich die Welt bereits verlassen muss, obgleich ich mir noch so viel vorgenommen hatte. Was für ein Narr war ich, zu tun, was Leute und Umstände von mir verlangten!“

Das war die Bedeutung des Stöhnens, das He Xiao-er entfuhr, während er sich an den Nacken des Pferdes klammerte, das ihn immer weiter durch die Hirsefelder trug. Bisweilen schoss hier und da eine Schar Wachteln aufgeschreckt in die Höhe, doch das Pferd schenkte ihnen keinerlei Beachtung. Unbekümmert um den Reiter, der immer wieder von seinem Rücken zu rutschen drohte, setzte es seinen wilden Lauf mit Schaum vor dem Maul fort.

Hätte das Schicksal es zugelassen, Xiao-er wäre wohl bis zum Untergang der kupferroten Sonne am westlichen Horizont auf dem Rücken des Pferdes durchgerüttelt worden, immerzu ächzend und dem Himmel sein böses Geschick klagend. Irgendwann aber ging die Ebene in einen sanften Abhang über, ein schmaler, trüber Fluss kam in Sicht, der die Hirsefelder teilte, und das Schicksal erhob sich in Gestalt einiger unmittelbar am Flussufer stehender Weiden, von deren niedrigen Wipfeln bereits die ersten Blätter fielen. Als das Pferd sich einen Weg durch die Bäume bahnte, blieb Xiao-ers Körper unversehens in den noch immer belaubten Ästen hängen, um dann kopfüber in den weichen Schlamm am Flussufer zu stürzen.

In diesem Augenblick ließ irgendeine Eingebung Xiao-er ein leuchtend gelb flackerndes Feuer am Himmel erblicken. Es war das leuchtend gelbe Feuer unter dem großen Topf in der Küche seines Elternhauses, das er aus seiner Kinderzeit kannte. „Oh, das Feuer brennt!“, dachte er noch, ehe er das Bewusstsein verlor ...

II.

Hatte Xiao-er nach dem Sturz vom Pferd wahrhaftig das Bewusstsein verloren? Nun, zwar fühlte er kaum noch den Schmerz der Wunde, doch erinnerte er sich später daran, dass er hinauf zum hohen blauen Himmel blickte, unter dem sich die Blätter der Weiden sachte hin und her bewegten, als er von Schlamm und Blut besudelt am einsamen Flussufer lag. Nie zuvor in seinem Leben hatte er einen Himmel von solch tiefem Blau erblickt. Ihm war, als spähte er von unten hinauf in einen umgedrehten indigoblauen Krug. Auf dem Boden dieses Kruges erschienen aus dem Nichts heraus Wolken, Ansammlungen von Schaum ähnelnd, und verschwanden wieder, ganz so, als würden sie von den unaufhörlich zitternden Blättern der Weiden zerstreut.

Demnach hatte Xiao-er das Bewusstsein also nicht verloren? Nun, in der Tat zogen unzählige schemenhafte Erscheinungen zwischen seinen Augen und dem tiefblauen Himmel vorbei, die es in Wahrheit dort nicht zu sehen gab. Zunächst erschien die leicht verschmutzte Schürze seiner Mutter. Wie oft hatte er sich als Kind an ihr festgeklammert, in glücklichen wie in traurigen Tagen! Er streckte die Hand nach ihr aus, doch da verschwand sie augenblicklich aus seinem Blickfeld. Er sah sie dünn wie Gaze werden und erblickte hinter ihr, wie durch Glimmer hindurch, einen Haufen Wolken.

Danach glitt das weite Sesamfeld vorbei, das sich hinter seinem Elternhaus erstreckte – ein hochsommerliches Feld, dessen traurige Blüten auf den Sonnenuntergang zu warten schienen. Xiao-er stand mitten im Feld und hielt Ausschau nach sich und seinen Geschwistern. Allerdings war weit und breit niemand zu sehen. Da war nur ein schweigendes Gemisch von hellen Blüten und Blättern, überflutet vom hellen Sonnenlicht. Es durchquerte die Luft über ihm und war plötzlich, wie in die Höhe gezogen, wieder verschwunden.

Nun schlängelte sich etwas Merkwürdiges am Himmel entlang – eine jener langen Drachenlaternen, die in der Nacht des Laternenfestes durch die Straßen chinesischer Städte getragen werden. Sie mochte sieben oder acht Meter lang sein. Das auf ein Gerüst aus Bambus geklebte Papier war leuchtend bunt bemalt mit blauer und roter Farbe. Ihre Erscheinung entsprach den Drachen, die man von Gemälden her kennt. Als brannten Kerzen in ihr, leuchtete die Laterne am blauen Himmel, obgleich es heller Mittag war. Noch wunderlicher aber war, dass die Laterne zu leben schien, denn ihr langer Bart bewegte sich hin und her. – Doch dann glitt auch dieses Bild allmählich an den Rand von Xiao-ers Blickfeld und verschwand.

Als die Laterne nicht mehr zu sehen war, erschien der zierliche Fuß einer Frau am Himmel. Es war ein eingebundener Fuß, der höchstens drei Zoll maß. An den Spitzen der elegant gebogenen Zehen hoben sich helle Zehennägel von der zarten Haut ab. Wie die Erinnerung an einen fernen Traum erfüllte der Anblick dieses Fußes Xiao-ers Herz mit einer tiefen Wehmut. Ach, nur einmal noch diesen Fuß berühren – aber das war natürlich ausgeschlossen. Zwischen hier und dem Ort, an dem er diesen Fuß erblickt hatte,

lagen etliche hundert Meilen Entfernung. Während er sich noch in diesen Gedanken erging, wurde der Fuß allmählich durchsichtig und endlich von einer Wolke aufgesogen.

Der Fuß war verschwunden. Eine nie gekannte, aus der Tiefe seines Herzens kommende und unfassbare Einsamkeit überwältigte Xiao-er. Lautlos breitete sich über seinem Haupt der weite blaue Himmel. Der Mensch aber war dazu gezwungen, unter diesem Himmel ein elendes Leben zu fristen, vom Wind umtost, der von dort oben kam. Wie einsam war der Mensch! Und wie sonderbar war es, dass ihm diese Einsamkeit unbekannt gewesen war. Xiao-er stieß einen tiefen Seufzer aus.

In diesem Augenblick tauchte zwischen Xiao-ers Augen und dem Himmel plötzlich eine Einheit japanischer Kavalleristen mit rotgestreiften Soldatenmützen auf und näherte sich in einer rasenden Geschwindigkeit, die alle bisherigen Erscheinungen übertraf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Ach, auch diese Soldaten waren einsam wie er! Wären sie keine Phantome gewesen, man hätte sich gegenseitig Trost spenden und die Einsamkeit zumindest für eine kleine Weile vergessen können. Doch dafür war es nun zu spät.

Xiao-ers Augen füllten sich mit Tränen. Es muss hier wohl nicht weiter ausgeführt werden, dass ihm, der mit tränennassen Augen zurück auf sein Leben blickte, selbiges von Niedertracht erfüllt gewesen zu sein schien. Zu gerne hätte er einen jeden seiner Reue versichert. Und seinerseits allen verziehen, was sie ihm angetan hatten.

„Sollte ich heute dem Tode entrinnen, werde ich alles tun, um meine Vergangenheit zu sühnen!“, schluchzte er tief in seinem Inneren, während seine Tränen flossen. Der unendlich tiefe und unendlich blaue Himmel aber schien ihm kein Gehör zu schenken, denn Fuß um Fuß, Zoll um Zoll senkte er sich ganz allmählich immer tiefer herab auf seine Brust. Was hier und dort in der blauen Unendlichkeit schwach schimmerte, waren wohl Sterne, die sich am Mittag zeigten. Nun zogen keine schemenhaften Erscheinungen mehr vor ihm vorbei. Xiao-er stöhnte noch einmal auf, seine Lippen erbeben, ehe sich seine Augen endlich langsam schlossen.

III.

Ein gutes Jahr war ins Land gegangen seit dem Friedensschluss zwischen Japan und China, es war am Morgen eines Vorfrühlingstages.² In einem Zimmer des japanischen Gesandtschaftsgebäudes in Beijing saßen Militärattaché Major Kimura und der vom Ministerium für Landwirtschaft und Handel zu einer Inspektionsreise entsandte Ingenieur Doktor Yamakawa an einem Tisch beisammen, ließen ihre dienstlichen Pflichten für eine kurze Weile ruhen und führten eine entspannte Unterhaltung bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarre. Obgleich der Frühling nahte, brannte ein Feuer im großen Kamin, und im Zimmer herrschte eine geradezu schweißtreibende Wärme. Von Zeit

2 Der Frieden von Shimonoseki, der den Chinesisch-Japanischen Krieg von 1894/95 beendete, wurde im April 1895 geschlossen.

zu Zeit verströmten die roten Blüten des kleinen Pflaumenbaums, der in einem Topf auf dem Tisch stand, einen für China charakteristischen Duft.

Eine Weile lang drehte sich das Gespräch der beiden um die chinesische Kaiserinwitwe Cixi³, doch als sie auf Erinnerungen aus der Zeit des Chinesisch-Japanischen Krieges zu sprechen kamen, erhob sich Major Kimura plötzlich, ging in eine Ecke des Zimmers und entnahm einem Zeitschriftenständer eine gebundene Ausgabe der Zeitung Shenzhou ribao. An den Tisch zurückgekehrt, schlug er sie auf, breitete eine bestimmte Seite vor Yamakawa aus, wies mit dem Finger auf eine Passage und bedeutete ihm mit den Augen, sie zu lesen. Das geschah unvermittelt und überraschte den Ingenieur nicht wenig, wengleich er bereits Bekanntschaft geschlossen hatte mit der für einen Offizier ungewöhnlich unbekümmerten Wesensart des Majors. Er blickte also in Erwartung einer interessanten Anekdote aus der Kriegszeit auf das Blatt, und tatsächlich – in strengen Reihen mit eckigen chinesischen Zeichen stand dort zu lesen:

„Der Barbier He Xiao-er aus der Straße X, der sich als tapferer Soldat während des Chinesisch-Japanischen Krieges mehrfach hohe Verdienste erworben hatte, nach seiner triumphalen Heimkehr allerdings einem lasterhaften Leben frönte und sich mit Alkohol und Frauengeschichten ruinierte, kam am xten dieses Monats ums Leben. Ein Streit in einer Schenke mit einem Zechkumpan wuchs sich zu einer handfesten Schlägerei aus und endete damit, dass He Xiao-er eine schwere Verletzung im Nacken erlitt und auf der Stelle verstarb. Besonders erstaunlich daran ist, dass ihm die Nackenwunde nicht etwa bei dieser Auseinandersetzung mit einer Mordwaffe zugefügt wurde, sondern offenbar eine alte Wunde aus dem Chinesisch-Japanischen Krieg war, die von neuem aufbrach. Den Aussagen der Augenzeugen zufolge stürzte He Xiao-er bei der Rauferei mitsamt dem Tisch zu Boden. Als er dort aufschlug, soll ihm der Kopf abgefallen sein und – nur noch durch einem schmalen Streifen Haut mit dem Hals verbunden – von hellem Blut überströmt auf dem Fußboden gelegen haben. Zwar hegen die Behörden Zweifel am Wahrheitsgehalt dieser Darstellung und fahnden nach dem Täter, gleichwohl ist die Behauptung, He Xiao-er sei der Kopf von selbst abgefallen, nicht einfach von der Hand zu weisen, denn wird nicht auch in „Berichte über Seltsames aus dem Liao-Studierzimmer“⁴ davon berichtet, einem gewissen Jia aus Zhucheng sei der Kopf abgefallen?“

Der Ingenieur hatte den Artikel ausgelesen und fragte verblüfft:

„Was soll das bedeuten?“

3 Cixi: (1835-1908), Nebenfrau des chin. Kaisers Xianfeng (1831-61) und einflussreichste Persönlichkeit der späten Qing-Zeit. Führte von 1861-72 und 1875-89 als „Kaiserinwitwe“ die Regentschaft für minderjährige Kaiser und übernahm 1898 erneut die Regierungsgeschäfte.

4 „Berichte über Seltsames aus dem Liao-Studierzimmer“: (Chin. „Liaozhai zhiyi“) Novellensammlung von Pu Songling (1640-1715), erstmals 1766 veröffentlicht, die vor allem übernatürliche Begebenheiten behandelt.

Major Kimura blies genüsslich den Rauch seiner Zigarre aus und lächelte gönnerhaft:

„Merkwürdig, nicht wahr? Solche Geschichten gibt es nur in China.“

„Da haben Sie Recht. Anderswo wäre das unvorstellbar.“

Auch Yamakawa lächelte und schnippte die nunmehr lange Asche seiner Zigarre in den Aschenbecher.

„Was allerdings noch merkwürdiger ist ...“, hob der Major an und setzte eine ernste Miene auf, ehe er nach kurzem Schweigen fortfuhr: „Ich kannte diesen He Xiao-er.“

„Sie kannten ihn? Wollen Sie als Militärattaché es etwa einem Zeitungsreporter gleich-tun und mir einen Bären aufbinden?“

„Die Absicht liegt mir fern. Der Mann wurde in das gleiche Feldlazarett eingeliefert, in dem auch ich damals lag, nachdem ich bei einem Gefecht nahe dem Dorf X. verwundet worden war. Ich sprach hin und wieder mit ihm, um mein Chinesisch zu verbessern. Da der Mann eine schwere Nackenwunde erlitten hatte, bin ich mir zu neunzig Prozent sicher, dass es sich um die gleiche Person handelte. Wie er sagte, war er auf einem Erkundungsritt auf eine japanische Kavallerieeinheit gestoßen und durch einen Schwerthieb in den Nacken verwundet worden.“

„Eine wahrhaft seltsame Fügung des Schicksals! Allerdings heißt es in der Zeitung, der Mann sei ein unverbesserlicher Halunke gewesen. Demnach hätte es wohl eher einen Segen für die Menschheit bedeutet, wenn er damals gestorben wäre.“

„Nun, zu jener Zeit war er tatsächlich ein aufrichtiger und liebenswürdiger Mensch von einer Fügsamkeit, wie sie unter Kriegsgefangenen selten anzutreffen war. Offenbar war er deshalb auch bei den Militärärzten beliebt, denn sie ließen ihm eine besonders gute Behandlung zukommen. Ich hörte mit Interesse zu, wenn er Geschichten aus seinem Leben erzählte. Vor allem die Schilderung seines Gemütszustandes nach Erleiden der schweren Verletzung und dem folgenden Sturz vom Pferd ist mir bis heute im Gedächtnis geblieben. Im Schlamm am Ufer eines Flusses liegend, blickte er damals durch die Äste von Weidenbäumen hindurch zum Himmel hinauf und sah dort oben in aller Deutlichkeit die Schürze seiner Mutter, den eingebundenen Fuß einer Frau und ein blühendes Sesamfeld.“

Major Kimura drückte seine Zigarre aus und führte die Tasse Kaffee an die Lippen, betrachtete die roten Blüten der Pflaume auf dem Tisch und sagte dann wie in einem Selbstgespräch:

„Seinen Worten zufolge empfand er bei diesen Anblicken aus tiefster Seele, welch niederträchtiges Leben er bis dahin geführt hatte.“

„Aber kaum war der Krieg vorbei, benahm er sich wieder wie ein Schuft! Das beweist, dass man Menschen kein Vertrauen schenken kann,“ entgegnete Yamakawa, lehnte

sich im Sessel zurück, streckte die Beine von sich und blies spöttisch den Rauch der Zigarre zur Decke.

„Dass man Menschen kein Vertrauen schenken kann? Wollen Sie damit sagen, dass er ein Heuchler war?“

„Genau.“

„Nein, das denke ich nicht. Zumindest zur damaligen Zeit waren seine Gefühle aufrichtig. Vermutlich hatte er auch dieses Mal, als ihm, wie die Zeitung schreibt, „der Kopf abfiel“, wieder die gleichen Empfindungen. Ich stelle mir vor, dass er, betrunken wie er war, während der Rauferei mitsamt dem Tisch zu Boden stürzte. Da brach die Wunde wieder auf, der Kopf mit dem langen Zopf fiel ab und rollte über den Fußboden. In diesem einen Augenblick zog abermals all das vor seinen Augen vorbei, was er damals erblickt hatte – die Schürze seiner Mutter, der eingebundene Fuß der Frau, das blühende Sesamfeld. Und ungeachtet des Daches über ihm dürfte er auch dieses Mal in die unendliche Weite eines tiefblauen Himmels geblickt haben. Aus tiefster Seele fühlte er, welch schändliches Leben er bis dahin geführt hatte. Aber nun war es zu spät. Als er damals das Bewusstsein verloren hatte, fand ihn ein japanischer Sanitäter und rettete ihm das Leben. Sein Gegner bei der Rauferei aber nutzte die Gelegenheit aus, um weiter auf ihn einzuschlagen und ihm Tritte zu versetzen. So hauchte er von Gewissensbissen gepeinigt sein Leben aus.“

Yamakawa zuckte mit den Schultern und lachte.

„Sie verfügen über eine ausgesprochen lebhaftere Vorstellungskraft. Aber nehmen wir einmal an, Sie hätten Recht – wie erklären Sie, warum der Mann ungeachtet seiner schlimmen Erfahrung von damals wieder zum Halunken wurde?“

„Weil man – wenngleich nicht in dem Sinne, wie Sie es meinten – Menschen kein Vertrauen schenken kann“, erwiderte Major Kimura, rauchte eine weitere Zigarre an und wirkte geradezu belustigt, als er mit einem Lächeln fortfuhr: „Es sollte uns zutiefst bewusst sein, dass wir uns selbst kein Vertrauen schenken können. Nur einem Menschen, der dies wahrhaftig weiß, kann man zumindest bis zu einem gewissen Grad Vertrauen schenken. Ist es uns aber nicht bewusst, kann auch unseren Persönlichkeiten jederzeit der Kopf abfallen wie jenem Xiao-er. – So muss man chinesische Zeitungen lesen!“

(Niederschrift im Dezember 1917)
Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „Kubi ga ochita hanashi“. Erstveröffentlichung in: *Shinchō*, 1918/1. Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 2. Tokyo: Kadokawa bunko, 1968. S. 218-227.

Magie

Es war ein regnerischer Abend im Spätherbst. Ich hatte eine Rikscha genommen, in der es immer wieder die steilen Hügel von Ōmori hinauf und hinab gegangen war, nun standen wir endlich vor einer kleinen, von dichtem Bambus umgebenen Villa im westlichen Stil. Der graue Anstrich der schmalen Pforte blätterte bereits ab, allein das Schild aus Porzellan war neu, auf dem ich im Lichtschein der Laterne, die der Rikscha-
mann in die Höhe hielt, den in japanischen Zeichen gemalten indischen Namen „Matiram Mishra“ erkennen konnte.

Nicht wenigen Lesern dürfte der Name bekannt sein. Der in Kalkutta geborene Patriot hatte sich seit langem für die Unabhängigkeit Indiens eingesetzt, war darüber hinaus aber auch ein junger Meister der Magie, der die geheimen Lehren des berühmten Brahmanen Hassan Khan studiert hatte. Ein gemeinsamer Freund⁵ hatte uns einen Monat zuvor einander vorgestellt, seither hatten wir freundschaftlichen Umgang miteinander gepflegt und politische und wirtschaftliche Fragen diskutiert, doch war ich noch nie bei einer Demonstration von Mishras magischen Fähigkeiten zugegen gewesen. Ich hatte ihn deshalb in einem Brief darum gebeten, mich am heutigen Abend an einer Darbietung seiner Künste teilnehmen zu lassen, und mich in der Rikscha zu der abgelegenen Gegend am Rande von Ōmori begeben, wo er in jenen Tagen wohnte.

Nass vom Regen betätigte ich den Klingelknopf, den ich im schwachen Schein der Laterne des Rikscha-
mannes unter dem Namensschild entdeckte. Bald öffnete sich die Tür, und die kleine alte Japanerin, die Mishra den Haushalt führte, erschien im Eingang.

„Ist Herr Mishra zu Hause?“

„Ja, bitte treten Sie ein. Er wartet schon auf Sie!“, gab die Alte freundlich zurück und führte mich in Mishras Wohnzimmer, das sich am Ende des Flurs befand.

„Guten Abend! Ich freue mich, dass du trotz des Regens gekommen bist!“, wurde ich heiter begrüßt von Mishra, der im Begriff stand, den Docht einer auf dem Tisch stehenden Öllampe anzuzünden. Er besaß große, tiefschwarze Augen und trug einen dünnen Oberlippenbart.

„Kein Regen könnte mich davon abhalten, einer Vorführung deiner magischen Fähigkeiten beizuwohnen!“

Ich nahm auf einem Stuhl Platz und blickte mich in dem düsteren, von der Öllampe nur spärlich erleuchteten Zimmer um. Es war ein Zimmer im westlichen Stil und schlicht

5 Hierbei dürfte es sich um eine Anspielung auf den japanischen Schriftsteller Tanizaki Jun'ichirō (1886-1965) handeln, in dessen 1917 entstandener Erzählung *Hassan Khan no yōjutsu* („Die Magie des Hassan Khan“) ebenfalls die Figur eines indischen Magiers namens Matiram Mishra eine Rolle spielt.

ingerichtet, mit einem Tisch in der Mitte, einem handlichen Bücherregal an der Wand und einem Schreibtisch am Fenster. Darüber hinaus gab es nur die beiden Stühle, auf denen wir saßen. Sowohl die Stühle als auch der Schreibtisch waren alt und abgenutzt, und selbst die ehemals prächtige, mit einem gestickten Saum aus roten Blüten verzierte Tischdecke war mittlerweile an manchen Stellen so dünn, dass sie in Fetzen zu gehen drohte.

Nach der Begrüßung lauschten wir für einige Augenblicke dem Rauschen des strömenden Regens im dichten Bambus draußen, bis die alte Haushälterin uns eine Kanne mit schwarzem Tee und Tassen brachte, Mishra eine Zigarrenschachtel öffnete und fragte: „Wie wäre es mit einer Zigarre?“

„Danke schön!“

Ohne zu Zögern griff ich zu, steckte mir die Zigarre mit einem Streichholz an und sagte:

„Ich nehme an, dass es sich bei dem Geist, der dir magische Fähigkeiten verleiht, um einen Dschinn handelt. Wirst du dich auch bei der heutigen Vorführung deiner Magie der Kraft eines Dschinns bedienen?“

Mishra, der sich ebenfalls eine Zigarre anzündete, lächelte und stieß eine wohlriechende Rauchwolke aus:

„Es ist schon etliche Jahrhunderte her, dass man an Geister wie Dschinn glaubte. Du denkst vermutlich an die arabischen Geschichten von eintausendundeiner Nacht. Die Magie, die ich von Hassan Khan erlernte, könntest auch du beherrschen, wenn es dich danach verlangte. Es handelt sich lediglich um eine fortgeschrittene Form von Hypnose. – Sieh her. Du bewegst einfach so die Hand.“

Mishra hob die Hand und bewegte sie mehrmals vor meinen Augen hin und her, ganz so, als zeichnete er ein unsichtbares Dreieck in die Luft, dann fuhr er plötzlich mit der Hand über den Tisch hinweg, fasste mit den Fingern eine der gestickten Blüten und hob sie in die Höhe. Verblüfft rückte ich mit dem Stuhl näher zum Tisch und starrte die Blüte an, nur um festzustellen, dass es sich ohne Zweifel um eine der Blüten handelte, die als Stickerei die Tischdecke zierten. Als Mishra sie mir aber unter die Nase hielt, gewahrte ich einen aufdringlichen Duft wie von Moschus. Immer wieder verlieh ich meiner Bewunderung lauten Ausdruck, bis der noch immer lächelnde Mishra die Blüte nachlässig zurück auf die Tischdecke fallen ließ, wo sie sofort wieder zu einem Teil des gestickten Blütenmusters wurde – versteht sich, dass sie sich nicht bewegte, ganz zu schweigen davon, dass man sie in die Höhe zu heben vermocht hätte.

„Siehst du? Es ist ganz einfach. Blicke jetzt bitte auf die Lampe,“ sagte Mishra und rückte die Öllampe auf dem Tisch zurecht, doch im gleichen Augenblick begann die Lampe, wie ein Kreisel zu wirbeln, und schon bald begann auch der Lampenschirm, sich um den Lampenzylinder zu drehen wie um eine Achse. Während ich voller Furcht

war, das Zimmer könnte in Brand geraten, nippte Mishra gelassen an seinem Tee und wirkte gänzlich unbesorgt. Ich zwang mich daher dazu, ruhig zu bleiben, und wandte den Blick nicht mehr ab von der immer schneller wirbelnden Lampe.

Wahrhaftig, während der Lampenschirm im Kreis wirbelte und dabei Wind erzeugte, brannte das gelbe Flämmchen in der Lampe, ohne auch nur ein einziges Mal zu flackern – es war ein Anblick von beinahe unbeschreiblicher Schönheit. Der Lampenschirm drehte sich immer schneller, bis seine Umdrehungen kaum mehr wahrnehmbar waren und das Licht vollkommen klar erschien, doch dann stand die Lampe plötzlich wieder wie zuvor auf dem Tisch, und dem Schirm war nicht mehr anzusehen, dass er um die eigene Achse zu wirbeln vermochte.

„Bist du erschrocken? Das ist das reine Kinderspiel. Wenn du möchtest, zeige ich dir noch etwas.“

Mishra drehte sich um, blickte auf das Bücherregal an der Wand, streckte die Hand danach aus und bewegte sie, als winke er jemanden herbei, woraufhin ein Buch nach dem anderen aus dem Regal auf den Tisch flog. Dabei schlugen sich wie von selbst die Seiten auf, und die Bücher erhoben sich in die Luft wie Fledermäuse an einem Sommerabend. Mit der Zigarre noch immer zwischen den Lippen war ich wie vom Donner gerührt, während die Bücher im schummrigen Licht der Lampe durch die Luft schwebten und schließlich, sich zu einer Pyramide stapelnd, nacheinander auf dem Tisch landeten. Nachdem das letzte Buch auf dem Stapel gelandet war, begann sich das erste wieder zu bewegen, und es hatte den Anschein, als sollte nun ein Buch nach dem anderen zurück an seinen Platz im Regal schweben.

Dann jedoch – und das verblüffte mich mehr als alles andere – erhob sich ein Buch mit heller Broschur schwebend in die Luft, die Seiten gebreitet wie Schwingen, beschrieb einen Kreis über dem Tisch und stürzte plötzlich, begleitet vom heftigen Rauschen der Blätter, kopfüber auf meine Knie. Verdutzt griff ich nach dem Buch und stellte fest, dass es sich um eine kürzlich erschienene französische Novelle handelte, die ich Mishra eine Woche zuvor ausgeliehen hatte.

„Vielen Dank für das Buch!“, bedankte sich der unverändert lächelnde Mishra. Zu diesem Zeitpunkt waren die zahlreichen übrigen Bücher bereits vom Tisch zurück in das Regal geschwebt. Mir war, als erwachte ich aus einem tiefen Traum, ja, ich vergaß in diesem Moment sogar, Mishra eine Antwort zu geben, doch dann erinnerte ich mich an seine Worte, auch ich könne seine Magie beherrschen, wenn es mich danach verlangte, und sagte:

„Zwar war dein Ruf auch mir bereits zu Ohren gekommen, aber niemals hätte ich erwartet, dass du über solch erstaunliche magische Fähigkeiten verfügen würdest! Du sagtest wohl nur im Scherz, auch ein gewöhnlicher Mensch wie ich könne die Magie beherrschen?“

„Du könntest es. Ein jeder kann es, ganz ohne Mühe. Allein ...“

Mishra hielt inne und blickte mir lange in das Gesicht, ehe er ungewöhnlich ernst fortfuhr:

„Allein ein Mensch, der von Habgier getrieben wird, vermag es nicht. Wer die Magie Hassan Khans erlernen will, muss zunächst der Habgier entsagen. Bist du dazu fähig?“

„Ich glaube schon,“ antwortete ich, fühlte mich jedoch irgendwie unwohl dabei und fügte hastig hinzu: „Wenn du mich nur in der Magie unterweisen würdest ...“

Mishra blickte noch immer zweifelnd, schien aber zu dem Schluss zu kommen, dass es unhöflich wäre, mir weiter ins Gewissen reden zu wollen, und nickte endlich großmütig:

„Na schön, ich werde dich unterrichten. Allerdings möchte ich dich darum bitten, die Nacht in meinem Haus zu verbringen denn so einfach die magischen Fähigkeiten auch zu beherrschen sind, es dauert doch eine Weile, sie zu erlernen.“

„Es tut mir Leid, dich belästigen zu müssen!“

Freudig erregt von der Aussicht, in der Beherrschung der Magie unterrichtet zu werden, versicherte ich Mishra meiner Dankbarkeit. Er aber schenkte dem keine Beachtung, erhob sich ruhig vom Stuhl und rief seine alte Haushälterin herbei:

„Mein Gast wird heute hier übernachten. Richten Sie ihm das Bett!“

Mein Herz pochte vor Aufregung, ja, ich dachte nicht einmal daran, die Asche meiner Zigarre abzuklopfen, während ich unverwandt hinauf blickte in Mishras vom Licht der Öllampe überflutetes liebenswürdiges Gesicht.

Ein guter Monat war vergangen, seit Mishra mich in der Beherrschung der Magie unterrichtet hatte. Auch in dieser Nacht regnete es, doch dieses Mal saß ich mit fünf, sechs Freunden in einem der Räume eines Klubs in der Ginza um den Kamin versammelt, *jintori*⁶ spielend und plaudernd.

Wir befanden uns im Herzen von Tokyo, wo der vor den Fenstern strömende Regen auf die unaufhörlich vorbeifahrenden Automobile und Pferdekutschen fiel, was erklären mochte, weshalb sein Rauschen nicht so melancholisch klang wie damals im Bambusdickicht von Omori.

Keine Frage, auch die heitere Atmosphäre im Zimmer hinter den Fenstern mit seinen hellen Lampen, den mit Saffianleder bezogenen Sesseln und dem glänzenden Parkettfußboden war überhaupt nicht zu vergleichen mit Mishras düsterem Gemach, in dem einen das Gefühl beschlich, jederzeit mit dem Erscheinen eines Geistes rechnen zu müssen.

6 *jintori*: Ein Brettspiel, bei dem es darum geht, die Burg des anderen zu erobern.

Im Qualm der Zigarren sprachen wir eine Weile lang über die Jagd und Pferderennen, bis einer der Freunde die Zigarre in den Kamin warf und sich an mich wandte:

„Es heißt, du würdest dich in letzter Zeit mit Magie beschäftigen. Willst du uns heute Abend nicht einmal etwas vorführen?“

„Nun“, erwiderte ich gönnerhaft wie ein berühmter Magier, den Kopf an den Sesselrücken gelehnt, „ich will das Urteil ganz euch überlassen und ein Kunststück der Magie vollbringen, zu dem ein gewöhnlicher Zauberkünstler nicht imstande wäre.“

Mein Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, die Freunde rückten mit ihren Sesseln näher zu mir und blickten mich erwartungsvoll an. Ich erhob mich langsam vom Stuhl.

„Seht genau hin, es ist kein Trick oder Kniff dabei“, sprach ich, krepelte meine Manschetten hoch, griff ins Kaminfeuer und nahm ohne Umstände mit beiden Händen glühende Kohlen heraus. Das allein reichte bereits aus, um der mich umgebenden Runde einen Schrecken einzujagen. Die Furcht, sich zu verbrennen, ließ alle rasch das Gesicht abwenden, und in fassungslosem Erstaunen wichen sie vor mir zurück.

Ich hingegen blieb völlig gelassen. Einige Augenblicke lang hielt ich vor ihren Augen die glühenden Kohlen in den Händen, dann warf ich sie schwungvoll auf den Parkettfußboden. Sie prasselten auf den Boden wie strömender Regen, den Regen vor den Fenstern übertönend – ja, die glutroten Kohlen prasselten auf den Boden, denn noch im gleichen Augenblick, in dem sie meine Hände verlassen hatten, waren sie zu zahllosen glänzenden Münzen geworden, die sich wie Regentropfen auf den Boden ergossen.

Die Freunde schienen sich in einem Traum zu wähen und vergaßen vor Fassungslosigkeit selbst den Applaus.

„Nun, das war alles.“

Mit einem stolzen Lächeln auf den Lippen lehnte ich mich wieder zurück in den Sessel.

„Sind die Münzen tatsächlich echt?“

Es mochten fünf Minuten vergangen sein, als einer der verblüfften Freunde endlich die Frage an mich richtete.

„Ja, sie sind echt. Solltest du mir nicht glauben, dann nimm eine in die Hand und prüfe sie!“

„Werde ich mir auch nicht die Finger daran verbrennen?“

Mit äußerster Vorsicht hob er eine Münze vom Boden auf und betrachtete sie:

„Wahrhaftig, die Münzen sind echt! Hallo, Kellner! Bringen Sie bitte Besen und Schaufel und fegen Sie das zusammen!“

Wie es ihm aufgetragen worden war, fegte der Kellner die Münzen vom Boden zusam-

men und häufte den ganzen Haufen auf den Tisch, um den die Runde sich versammelte.

„Das sind mindestens zweihunderttausend Yen!“

„Nein, noch mehr! Ein weniger stabiler Tisch würde unter dem Gewicht zusammenbrechen!“

„Von Magie versteht er jedenfalls etwas! Kohlen mir nichts, dir nichts in Münzen zu verwandeln!“

„In einer Woche wird er so reich sein wie Iwasaki oder Mitsui!“⁷

Aus allen Mündern ergoss sich das Lob meiner magischen Fähigkeiten über mich. Ich aber lehnte weiterhin bequem im Sessel, rauchte gelassen meine Zigarre und erwiderte:

„Aber nein, erwachte Habgier in mir, wäre es augenblicklich um meine Magie geschehen. Wenn ihr euch die Münzen angesehen habt, werde ich sie wieder in den Kamin werfen.“

Meine Worte stießen auf einhelligen Widerspruch. Solch eine große Geldsumme wieder in Kohlen zu verwandeln sei doch eine unsinnige Verschwendung, hieß es. Ich aber bestand hartnäckig darauf, die Münzen wieder in das Feuer zu werfen, und berief mich auf das Mishra gegebene Versprechen. Da sprach einer der Freunde, der im Ruf stand, der Gerissenste unter uns zu sein, mit einem spöttischen Lächeln in den Mundwinkeln:

„Du sagst, du willst die Münzen zurück in den Kamin werfen. Wir sagen, wir wollen das nicht. Dieser Streit könnte endlos weitergehen. Ich schlage deshalb vor, dass du Karten mit uns spielst, mit den Münzen als Einsatz. Solltest du gewinnen, kannst du sie ungehindert in den Kamin werfen oder ganz nach deinem Belieben mit ihnen verfahren. Sollten wir aber gewinnen, gehen sie in unseren Besitz über. Dann hätten wir uns gegenseitig nichts vorzuwerfen, und alle könnten zufrieden sein!“

Gleichwohl schüttelte ich den Kopf, keineswegs bereit, dem Vorschlag zuzustimmen. Sein Grinsen wurde indes noch spöttischer, und während sein verschlagener Blick zwischen mir und den Münzen auf dem Tisch hin und her wanderte, fuhr er fort:

„Offenbar willst du um die Münzen nicht spielen, um sie uns nicht überlassen zu müssen! Wie soll ich da glauben, dass du der Magie zuliebe der Habgier entsagt haben willst?“

„Würde ich die Münzen denn ins Feuer werfen wollen, wenn es mir um das Vermögen ginge?“

„Also lass uns Karten spielen!“

Hin und her wogte der hartnäckige Streit, bis ich endlich einsehen musste, keine andere

⁷ Die Familien Iwasaki und Mitsui standen im Mittelpunkt der von ihnen gegründeten Konzerne (*zaibatsu*) Mitsubishi und Mitsui.

Wahl zu haben, als mit den Freunden um das Geld zu spielen. Nun waren alle hocherfreut, unverzüglich wurden Karten geholt, man versammelte sich um den Spieltisch in einer Ecke des Zimmers, und da ich noch immer zauderte, trieb man mich zur Eile an.

Widerstrebend fügte ich mich endlich ins Unvermeidliche und begann, Karten mit ihnen zu spielen. Doch so unglaublich es auch war, ausgerechnet in jener Nacht gewann ich, der ich mich kaum aufs Kartenspiel verstehe, Runde um Runde. Anfänglich ließ mich das kalt, doch dann begann ich ein merkwürdiges Vergnügen daran zu finden, und binnen zehn Minuten hatte ich alles um mich herum vergessen und gab mich leidenschaftlich dem Spiel hin.

Den Freunden, die das Spiel einzig in der Absicht begonnen hatten, mich um das Geld zu erleichtern, stand die Ungeduld in die Gesichter geschrieben, während sie verbissen um den Sieg kämpften. Doch wie verzweifelt sie sich auch mühten, mich zu besiegen – ich verlor nicht nur kein einziges Spiel, sondern gewann mit der Zeit sogar noch einmal ein Vermögen zu den Münzen hinzu, das deren Wert entsprach. Am Ende war es der erwähnte Freund von fragwürdigem Charakter, der die Beherrschung verlor, mir die Karten vor das Gesicht hielt und ausrief:

„Ziehen wir Karten! Ich setze mein gesamtes Vermögen – das Grundstück, das Haus, die Pferde, das Auto, alles, was ich besitze! Im Gegenzug wirst du die Münzen setzen sowie den Betrag, den du hinzu gewonnen hast! Vorwärts, lass uns Karten ziehen!“

In diesem Moment erwachte die Habgier in mir. Im Falle meiner Niederlage gehörte nicht nur der Berg von Münzen auf dem Tisch dem anderen, sondern noch dazu auch das Vermögen, das ich glücklich im Spiel gewonnen hatte. Im Falle meines Sieges aber ging das gesamte Eigentum meines Gegners in meinen Besitz über. War nicht der Zeitpunkt gekommen, für den ich die Mühe auf mich genommen hatte, die Kunst der Magie zu erlernen? Dieser Gedanke machte die Versuchung unwiderstehlich, und in der Gewissheit meiner magischen Kräfte nahm ich entschlossen die Herausforderung an:

„Einverstanden! Ziehe du zuerst!“

„Neun!“

„König!“, rief ich triumphierend aus und zeigte meinem erlebenden Gegner die gezogene Karte. In diesem Augenblick aber erhob der König auf der Karte plötzlich das gekrönte Haupt, als sei ein Geist in ihn gefahren, reckte seinen mit einem Schwert gegürteten Körper aus der Karte heraus, lächelte boshaft und sprach mit einer Stimme, die mir bekannt vorkam:

„Mein Gast wird nach Hause zurückkehren. Sie brauchen ihm das Bett nicht zu richten!“

Irgendwie klang nun auch das unaufhörliche Rauschen des Regens vor den Fenstern ebenso melancholisch wie damals im Bambusdickicht von Ōmori.

Als ich mich umblickte, saß ich noch immer vor Mishra und blickte in sein vom fahlen Licht der Öllampe überflutetes Gesicht, auf dem das Lächeln des Königs auf der Karte lag.

Da nicht einmal die Asche der Zigarre, die zwischen meinen Fingern steckte, zu Boden gefallen war, konnte es sich bei dem Monat, den ich vergangen gewöhnt hatte, nur um einen Traum von wenigen Minuten gehandelt haben. In diesen wenigen Minuten aber hatten sowohl Mishra als auch ich selbst erkannt, dass ich nicht dazu befähigt war, die geheimen Lehren Hassan Khans zu erlernen. Für eine Weile ließ ich vor Scham den Kopf hängen, unfähig, ein Wort zu sprechen.

Mit einem Ausdruck des Mitleids in den Augen stützte Mishra die Ellbogen auf die von dem gewebten roten Blütenmuster gesäumte Tischdecke und rügte mich sanft:

„Wer meine Magie beherrschen will, muss der Habgier entsagen. Dir mangelt es an Übung darin.“

Niederschrift am 10. November 1919
Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „Majutsu“. Erstveröffentlichung in: *Akai tori*, 1920/1. Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 4. Tōkyō: Kadokawa bunko, 1968. S. 49-57.

Zum Übersetzer:

Armin Stein ist Japanologe und Soziologe (M.A.) und hat mehrere Jahre in Japan gelebt. Im Mittelpunkt seines Interesses als Übersetzer japanischer Literatur stehen Autoren der „klassischen Moderne“, Gegenwartsautoren und die japanische Atom-bombenliteratur (*genbaku bungaku*). Besonders Leben und Werk des japanischen Schriftstellers Akutagawa Ryūnosuke (1892-1927) beschäftigen ihn seit vielen Jahren. Die folgenden Bücher enthalten Sammlungen von Erzählungen, Essays, Reportagen und anderen Texten des bedeutenden Autors der Moderne, die vom Übersetzer erstmals in deutscher Sprache vorgestellt wurden:

Akutagawa Ryūnosuke: *Dialoge in der Dunkelheit. Späte Prosa und Erzählungen*. Aus dem Japanischen von Armin Stein. München: Iudicium Verlag, 2003.

Akutagawa Ryūnosuke: *Die Fluten des Sumida. Ausgewählte Erzählungen und Prosa*. Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2010.